

Biblische Texte in der deutschen Gegenwartsliteratur

Seit Jahrhunderten stehen Bibel und Literatur in einem produktiven Spannungsverhältnis, haben biblische Stoffe und Motive Schriftsteller fasziniert und produktiv angeregt. Johann Gottfried Herder nannte die Bibel die „älteste Urkunde des Menschengeschlechts“¹. Für Goethe war sie das „verbindende Urdokument der Menschheit“. Im Hinblick auf ihre Entstehungs-, Wirkungs- und Auslegungsgeschichte erklärte er: „Die Bibel, das sind 3000 Jahre Menschheitsgeschichte.“² Heinrich Heines Ausruf „Welch ein Buch!“ spiegelt sowohl des Dichters Erstaunen über ihren literarischen Rang als auch seine Achtung vor ihrem geistigen Potential wider:

„Groß und weit wie die Welt, wurzelnd in die Abgründe der Schöpfung und hinaufgehend in die blauen Geheimnisse des Himmels... Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, Verheißung und Erfüllung, Geburt und Tod, das ganze Drama der Menschheit, alles ist in diesem Buche.“³

Thomas Mann charakterisierte sie als eine „Menschheitschronik“, als ein „aus dem Gestein verschiedener geologischer Zeitalter zusammengewachsenes Buchgebirge“⁴. Bertolt Brecht antwortete 1928 auf die Frage nach seinem stärksten literarischen Eindruck: „Sie werden lachen: die Bibel.“⁵ Hilde Spiel definierte sie als „die Mutter der Dichtung“, als „das Buch der Bücher, dessen Bedeutung nicht nur für die Religion, sondern für die Dichtung ... unseres Abendlandes einzigartig ist“⁶. Stefan Heym bekannte in einem Gespräch über „Die Bibel als Stoff für Schriftsteller“: „Die Bibel enthält einen ungeheuren Stoff für einen Schriftsteller.“⁷ Ohne Zweifel hat die Bibel in allen Epochen der deutschen Kultur den stärksten Einfluß auf die Literatur ausgeübt, so daß Wilhelm Gössmann zu Recht sagen kann: „Die Bibel ist wohl das am meisten literarisch ausgeschöpfte Buch.“⁸

Verarbeitung biblischer Stoffe, Motive und Formen

Ein Vergleich der biblischen Stoffe mit ihren literarischen Bearbeitungen zeigt auf den ersten Blick, daß es hier wie dort um die gleichen Probleme geht: um die Fragen nach dem Woher und Wohin, dem Warum und Wozu; um die Fragen nach dem Grund und Ziel des Lebens, nach dem Sinn von Leiden und Sterben⁹. In den Gestalten und Ereignissen der Bibel sind die Möglichkeiten und Grenzen des Menschseins eingefangen, enthüllt sich auch das Abgründige menschlicher Existenz, wie die Aussage von Franz Fühmann bestätigt: „Ich begann die Ge-

schichten der Bibel zu lesen: Ein Riß; und der Abgrund Mensch klaffte auf.“¹⁰ Viele Autoren bedienen sich darum biblischer Vorlagen, um eigene Erlebnisse und Erfahrungen, Sehnsüchte und Hoffnungen darzustellen. Doch obwohl die Fragen in Bibel und Literatur weitgehend übereinstimmen, fallen die Antworten sehr verschieden aus. Das gilt vor allem für die moderne Literatur, in der erstaunlich viele biblische Figuren präsent sind: Adam und Eva, Kain und Abel, David und Goliath, Noach, Mose, Josef, Hiob, Jonas, Lazarus, Judas, Pilatus, Maria Magdalena, der verlorene Sohn und der barmherzige Samariter. An diesen Symbolfiguren menschlichen Lebens werden alte Probleme neu aufgeworfen: an Kain und Abel der Bruderzwist, an Hiob die Unvereinbarkeit von Gottes Güte und menschlichem Leid, an David der Konflikt zwischen Religion und Politik, an Jonas der Widerstand des Menschen gegen Gottes Auftrag, an Lazarus die Unbegreiflichkeit des Todes, am verlorenen Sohn die Verlorenheit im Wohlstand, an Maria Magdalena das Problem Frau und Kirche, an Judas die Frage nach dem Bösen. Insgesamt geht es den Autoren unserer Zeit um menschliche Probleme, die an diesen Figuren besonders prägnant aufleuchten und durch den Bezug zur Bibel in einen großen Rahmen gestellt werden und dadurch ein besonderes Gewicht erhalten.

In diesem Überblick kann lediglich exemplarisch aufgezeigt werden, wie und mit welchen Intentionen die Autoren biblische Stoffe und Motive verarbeiteten. Die Einteilung in verschiedene Verarbeitungsweisen dient einer überschaubaren Bestandsaufnahme. Sie muß auf eine klare Abgrenzung zwischen den einzelnen Formen verzichten, da die Übergänge fließend sind.

1. Paraphrasierung

Die Paraphrase ist die verdeutlichende, weiter ausführende Umschreibung oder freie Übertragung eines Textes, wie der erste Vers von *Bernhard Nellessens* „psalm 137“ zeigt¹¹:

an den wassern von rhein und ruhr
sitzen wir und weinen
wenn wir an zion denken.

An den Flüssen von Babel
saßen wir und weinten,
da wir Zions gedachten (Ps 137).

Durch die Paraphrasierung geschieht fast nur Repetition, kaum sprachliche Innovation. Die Autoren stimmen ein in den biblischen Ton, wiederholen weitgehend die im biblischen Vokabular vorhandenen Worte und Bilder und intendieren lediglich die Erklärung der Texte. Der bereits etablierte Wort- und Sinnhorizont wird nicht überschritten. Das Zitieren und Repetieren von Bekanntem und Vertrautem aber verhindert, daß der Text betroffen macht. Dennoch ist auch diese Verarbeitungsweise ein legitimer Umgang mit dem biblischen Text.

2. Aktualisierung

Aktualisierung meint die Umsetzung der Vorlage in die Realitätserfahrung der Autoren. Viele von ihnen versuchen, das biblische Zeugnis in die Sprache und

Vorstellungswelt ihrer Zeit zu übertragen. Das bedeutet freilich nicht, daß sie im biblischen, kirchlichen oder theologischen Vokabular reden. Sie überwinden Leerformeln und bloße Wiederholung, brechen die Scheinvertrautheit mit der biblischen Botschaft auf und sprechen als Menschen ihrer Zeit, die an den Problemen und Aporien ihrer Welt teilhaben. Vor allem moderne Autoren reiben sich an den biblischen Texten und versuchen, ihre Auseinandersetzung mit ihnen ins Wort zu bringen. Sie knüpfen nicht an die Bibel an, um an längst Vergangenes zu erinnern, sondern greifen biblische Stoffe auf, um an ihnen Probleme unserer Zeit zu erhellen. So ist *Kurt Martis* „gleichnis in der progression“ eine aktualisierte „Randnotiz“ zu der vertrauten biblischen Parabel vom verlorenen Sohn (Lk 15, 11–32)¹²:

verlorener
als der verlorene sohn
im elend
verlor sich
der sohn
des verlorenen sohnes
im überfluss

er landete
nicht am schweinekoben
sondern hoch oben

statt von trebern im kummer
nährt er sich lustvoll
mit spargelspitzen und hummer

verlorener
als der verlorene Sohn
und die seinen
wartet
des sohnes
verlorener vater
bei hirtten und schweinen.

Martis Verse, die das damals Gesagte zur Welt von heute in Beziehung setzen, sind frei von tradierten Formeln. Sie verfremden die Parabel, indem sie das biblische Geschehen in unsere moderne, völlig andere Gegenwart übertragen. Die Rede ist nicht, wie in der Bibel, von dem Sohn, der sich „im elend verlor“ und reumütig zurückkehrt, sondern vom „sohn des verlorenen sohnes“, der im „überfluss“ versackte. Als zeittypisch definiert Marti nicht Not und Sorge um das tägliche Brot, sondern die Verlorenheit des Menschen im Wohlstand und Überfluß. Statt sich von Abfällen zu ernähren, labt sich der heutige „verlorene sohn“ an „spargelspitzen und hummer“, statt zu den Geringsten verbannt zu sein, bewegt er sich in einsamer Höhe.

Die Doppelung des Wortes „verloren“ macht deutlich, um wieviel menschenunwürdiger und hoffnungsloser dieses scheinbar so angenehme Leben ist. Zu-

dem beleuchtet die dritte Strophe den Konflikt zwischen einer Elterngeneration, die persönlich auf vieles verzichtete, um ihren Kindern materiell alles bieten zu können, und der Nachfolgeneration, die sich aus falscher Scham nicht zu ihren Wurzeln bekennt. Und anders als im Bibeltext findet bei Marti kein Reflexionsprozeß statt, der zu einer inneren Umkehr führt. Die Einsamkeit des Sohnes „hoch droben“, auch drucktechnisch durch die eingerückte zweite Strophe verdeutlicht, und die Einsamkeit des Vaters „bei hirtten und schweinen“ bedingen einander. Verloren sind beide, der eine im Egoismus seines Genußlebens, der andere in der Hoffnungslosigkeit des Wartens.

Marti aktualisiert nicht nur die biblische Geschichte vom verlorenen Sohn, sondern erzählt ebenfalls ein Gleichnis: Der „sohn des verlorenen sohnes“ ist nicht allein verloren, „die seinen“ sind es auch: all jene, die sich so restlos aus ihren Anfängen heraus „erfolgreicht“ haben, daß sie losgelöst, einsam, verloren eben mit ihren Vätern auch ihre Ursprünge verleugnen. Dieses „gleichnis in der progression“ hat kein genaues Äquivalent in der Bibel, kann aber Irritation auslösen und dadurch zum Schrifttext hinführen. In der Konkretisierung auf die heutige Situation scheint die biblische Parabel neu auf, entfaltet der alte Stoff seine Kraft in die Gegenwart hinein.

3. *Verfremdung*

Der im Zusammenhang mit der Theorie des epischen Theaters von Bertolt Brecht entwickelte Begriff der Verfremdung bedeutet hier: Konventionelles unkonventionell sehen. Dieses Prinzip erregt Aufmerksamkeit, Anstoß und Verwunderung. Es setzt Bekanntes in ungewohnte Beziehungen, verhindert, daß der Leser sich gefühlsmäßig bindet, und bewirkt, daß er kritisch-distanziert urteilt und Vertrautes als fremd und damit erneut durchdenkbar betrachtet. Als Verwunderung oder Schockierung nimmt die Verfremdung der Aussage ihre Selbstverständlichkeit, befreit sie die Worte aus ihrer Sklerose. Sie aktualisiert und provoziert, durchbricht Fixierungen und macht sehend. Das Fremde, Überraschende und Unangebrachte des Vorgangs ermöglicht eine Neuentdeckung der biblischen Botschaft.

Besonders Autoren der Gegenwartsliteratur ist es gelungen, durch diesen kreativen Prozeß das biblische Ereignis als ein befremdendes zu vergegenwärtigen. Indem sie die Schrifttexte gegen den Strich lesen, umdeuten oder in Frage stellen, erwecken sie im Leser die Motivation, weiter darüber nachzudenken. So geschieht Verfremdung in *Christine Bustas* „Krippensermon für unsere Zeit“¹³:

Behängt nur die Ställe mit Flitter!
Die Wahrheit ist glanzlos:
Fauliges Stroh, ein Brettertrog, tränendurchfeuchtet,
Ochs und Esel würden ihr Futter
daraus verschmäh'n.

Wachsam sitzen die Hirten am Grill,
es brutzelt die Nacht vom Geflügel.
Herodes kaut einen Zimtstern,
die Weisen sehn fern und schicken
Whisky nach Bethlehem.

Dieses Gedicht zeichnet ein zur Vorlage in kontrastierender Spannung stehendes Bild vom Weihnachtsgeschehen. Das macht schon der Titel deutlich, der durch die veraltete Form „Sermon“ (für Rede oder Predigt) ironisierend wirkt. Die Ironie wird verstärkt durch den Auftakt, der bewußt Ton und Stimmung der biblischen Weihnachtsbotschaft bricht und die von ihr vorgegebene Perspektive radikal durchkreuzt. Der Stall von Bethlehem wird in seiner erniedrigenden Armseligkeit nicht mehr zur Kenntnis genommen, sondern dekorativ mit Flitter behängt – und dadurch eben auch zugehängt. Die schockierende Wahrheit der Menschwerdung Gottes geht im Festtagsrummel und in einer höchst fragwürdigen Behaglichkeit unter.

Was heutige Weihnachtsfeste ausmacht, wird in einer absurden Szenerie in der zweiten Versgruppe dargestellt: Festtagessen, süßes Gebäck, Unterhaltungskonsument und unverbindliche Präsente. Zu dem Kind in der Krippe haben weder die Hirten noch Herodes oder die drei Weisen eine Beziehung. Die Verbindung der biblischen Figuren mit Attributen unserer modernen, an der Oberfläche orientierten Gesellschaft löst Irritation aus, hält dem Leser einen Spiegel vor und fordert ihn auf, seine Verhaltensweise zu überdenken.

4. Umdeutung

Unter den zeitgenössischen Autoren gibt es viele, deren Antworten in einem Kontrast, in einem meist sogar bewußt unüberbrückbaren Gegensatz zu den Antworten der biblischen Schriftsteller stehen. Repräsentanten dieser Interpretationsweise sind vor allem Bertolt Brecht und Günter Kunert. Die biblischen Motive erfahren in ihren poetischen Texten eine radikale Umdeutung, wie der Ausklang von *Günter Kunerts* Gedicht „Sinnsuche“ beweist¹⁴:

Alle Verwüstungen der Person
vollziehen Personen, überzeugt vom Sinn
des Vollzugs: Quellen steter Sinnflut.
Eine Taube schick aus
zu einem Festland: dich selber suche, du
findest dich
an der Arbeit für dein Bett, für dein Grab.

Diese letzte Versgruppe des Gedichts ist auf den Ton der Resignation gestimmt. Sie beginnt mit einer bitteren Klage über die Menschen, die sich alles, was sie trifft, selber antun, indem sie die „Verwüstungen der Person“ selber „vollziehen“ und darin wider alle Vernunft sogar einen Sinn erkennen. Der Widersinn einer solchen Sinngebung kristallisiert in dem Wort „Sinnflut“, das mit dem biblischen Begriff „Sintflut“ koinzidiert. Sinnflut und alles bedeckende, ver-

schlingende Flut ergeben so einen Doppelsinn, der den Wahncharakter der vermeintlichen Sinngebung enthüllt. An diese Bedeutung knüpft das Bild an, mit dem das Gedicht schließt: „Eine Taube schick aus / zu einem Festland“. Noach schickte nach der Flut eine Taube aus, um zu erkunden, ob es schon wieder festes Land gäbe, auf das ein Mensch seinen Fuß setzen könnte. Das Land aber, das hier gefunden werden soll, ist ein „Menschland“: ein Land, in dem die Menschen endlich sich selber finden, als Menschen nämlich, die dem Wahnsinn jenes „Vollzugs“ absagen und (auch das sagt ja das Symbol der Taube) in Frieden miteinander leben. Mehr ist Kunert zufolge wohl nicht zu hoffen: Menschliche Existenz bleibt an die drei Daten gebunden, die der Schlußvers nennt: Arbeit, Bett und Grab. Darin gilt es auszuhalten: „trotzdem“. So ist die Taube, die Noach das Ende der Sintflut, also Gottes Heilsbotschaft, kündigt, hier umgedeutet in ein Symbol der Hoffnung auf ein Land, in dem die Menschen sich selber sind.

Peter Huchel hat in seinem Gedicht „Psalm“ eine Umdeutung des biblischen Psalms vorgenommen¹⁵:

Daß aus dem Samen des Menschen
Kein Mensch
Und aus dem Samen des Ölbaums
Kein Ölbaum
Werde,
Es ist zu messen
Mit der Elle des Todes.

Die da wohnen
Unter der Erde
In einer Kugel aus Zement,
Ihre Stärke gleicht
Dem Halm
Im peitschenden Schnee.

Die Öde wird Geschichte.
Termiten schreiben sie
Mit ihren Zangen
In den Sand:

Und nicht erforscht wird werden
Ein Geschlecht,
Eifrig bemüht,
Sich zu vernichten.

In Sprache und Struktur entspricht der Text weitgehend dem alttestamentlichen Psalm. Vor allem weisen die ersten beiden Versgruppen das typische Stilmittel der Vorlage auf: Den Parallelismus membrorum (den Parallelismus der Versteile), der die Eigenart der Orientalen zum Ausdruck bringt, einen einzigen Gedanken in zwei verschiedenen Formen auszudrücken. Zusammengefaßt werden beide Gedankengänge durch das einleitende „Daß“, welches, als vorangestellter Nebensatz, den Schlußteil besonders betont. Die eigentümliche Durchbrechung der Satzkonstruktion durch das eingeschobene „Es ist“ (statt nur „ist“) läßt den Leser an dieser Stelle innehalten. Huchels Sprache wehrt sich gegen eine flüssige Verkonsumierung, ihr will nachgehört, nachgedacht werden. Die Hervorhebungen innerhalb der Zeile wie auch die ungewohnten, fast umständlichen Satzkonstruktionen irritieren den Leser, sollen gleichzeitig aber auch an die den biblischen Psalmen eigentümliche Sprache erinnern.

Wenn jedoch hier in der Sprache der Psalmen gesprochen wird, dann aus einer

Sprechhaltung heraus, die nicht mit jener einfach gleichzusetzen wäre. Die Sprechhaltung ist im alttestamentlichen Psalm eine religiöse, auf Gott bezogene, die von unten nach oben verläuft und „Antwort“ ist auf die Offenbarung. Hier aber spricht das lyrische Ich aus der Obdachlosigkeit einer letztlich entgotteten Welt. In seinem verhaltenen Ruf nach der Überwindung von Unheil bekundet es zwar ein großes Engagement für den Menschen, aber die demonstrative Abkehr vom Transzendenten beweist, daß keine Antwort gegeben wird auf die Frage nach der Existenz des Menschen letztlich begründenden Wirklichkeit.

Huchels „Psalm“ erfüllt zwar auch ein inhaltliches Kriterium des alttestamentlichen Vorbilds: Er hat den konkreten Haftpunkt im Leben, den Hermann Gunkel „Sitz im Leben“ nennt, ein Begriff, der zum *Terminus technicus* wurde für die Situation, aus der heraus ein Psalm entstand. Aber sein „Sitz im Leben“ ist im Lebensgefühl unserer Zeit zu suchen, in der Gnadenlosigkeit unseres technischen Fortschritts. Er ist somit eine Art Kontrafaktur, die im Titel den alttestamentlichen Psalm zitiert, um sich von ihm und dem Welt- und Gottesbild, das ihm zugrunde liegt, auf der inhaltlichen Ebene abzustoßen.

Thematisiert wird nicht die Größe und Schönheit der Schöpfung, sondern der ausbeuterische Zugriff auf die Natur durch Technik und Industrie, aus dem zwangsläufig die Verlorenheit des Menschen und die Vernichtung allen Lebens resultiert: Es wächst nichts mehr aus „dem Samen“, Überleben ist nur noch in zementartiger Verkrustung, Verbunkerung möglich, und selbst dieses minimale Lebenszeichen ist so verletzlich wie ein „Halm im peitschenden Schnee“.

Das Gedicht führt vor, welche Veränderungen mit der atomaren Katastrophe eintreten drohen, und nennt als schlimmste Bedrohung für die Menschheit das spurlose, erinnerungsunfähige Verschwinden von diesem Planeten: „Die Öde wird Geschichte, / Termiten schreiben sie / ... In den Sand.“ Diese endzeitliche Vision warnt vor dem selbstverschuldeten Untergang der Menschheit, will aber weder einem politischen Fatalismus Vorschub leisten noch einer Lust am Untergang das Wort reden. Der Hinweis auf die künftige Unmöglichkeit von Geschichtsschreibung gibt dem Leser die Frage nach seiner geschichtlichen Verantwortung noch einmal zurück. Die unheilvolle Prophezeiung ist eine Herausforderung an den Menschen, vor der Geschichte so zu bestehen, daß ein solches Ende vermieden werden kann. Die Form des Futurs unterstreicht den Prophezeiungscharakter der Verse und läßt gleichzeitig noch Raum für die Möglichkeit eines anderen Ausgangs. Aber schmal, sehr schmal ist dieser Raum: Er „ist zu messen mit der Elle des Todes“. Huchel formuliert seine Zivilisations- und Fortschrittskritik nicht als Polemik, sondern – weit schärfer – als eschatologisches Bild, das in schroffem Gegensatz steht zu dem, was der alttestamentliche Psalmist in den „Preisungen“ (wie Martin Buber das Wort „Psalmen“ übersetzt hat) erhofft.

5. Freie dichterische Gestaltung

Viele Autoren deuten das biblische Wort in souveräner Freiheit, so daß die Vorlage oft nichts anderes ist als die Initialzündung, die ihre dichterische Kraft auslöst. Diese Dichter bleiben zwar häufig dem Text der Bibel nahe, aber die Schriftstelle wird dann zum Sprungbrett eigener, die biblische Aussage mehr oder weniger umdeutender Gedanken. So dient in *Eva Zellers* Gedicht „Jesaja 45,9“¹⁶ der vorangestellte biblische Vers nur als Ausgangspunkt für die Betrachtung des lyrischen Sprechers. Die Dichterin benutzt das Schriftwort als Initialzündung, führt den Gedanken weiter aus und bringt so das Bibelwort in eindringlicher Weise zum Sprechen¹⁷.

Einige zeitgenössische Autoren greifen biblische Stoffe auf, um sogar politische Probleme daran zu erhellen. So projiziert *Stefan Heym*, der aus marxistischer Grundhaltung die heilsgeschichtliche Botschaft der biblischen Vorlage als ideologische Machtabstärkung denunziert, in seinem Roman „Der König David Bericht“¹⁸ seine Erfahrungen mit dem DDR-Staat in die Geschichte Israels.

Ulrich Schacht, der 1973 in der DDR wegen staatsfeindlicher Hetze zu siebenjähriger Haft verurteilt und im November 1976 von der Bundesregierung freigekauft wurde, greift in seinem Gedicht „Kinder Lots“ auf das bekannte biblische Motiv der zu einer Salzsäule erstarrten Frau zurück¹⁹:

Wir erstarren nicht
beim Rückblick. Wir

bluten nur: Erst
allmählich. Dann

aus.

Die durch das Druckbild unübersehbar gemachte Dreiteilung setzt den Vorgang visuell um durch das Mittel der Zeilenbrechung. Die beiden zweizeiligen Versgruppen sind durch ein Enjambement verknüpft, das den knappen Satz „Wir/bluten nur“ zerschneidet und dadurch eine erste Stockung der Sprachbewegung auslöst. Eine weitere Zäsur liegt in der Trennung der lapidaren Wortfolge „Erst/allmählich“, die beim Lesen zum Absetzen zwingt und das Wort „allmählich“ in die betonte Stellung der nächsten Zeile rückt. Die letzte Brechung bewirkt die größte Staupause, nach der die Bewegung im Schlußwort „aus“ ans Ende kommt. Betrachtet man das Schriftbild, das ja die Sprachbewegung graphisch umsetzt, so erfaßt man mit einem Blick: Das Gedicht ist auf das Wörtchen „aus“ hingepannt. In dieser Struktur drückt sich die Thematik aus: das Herausgerissensein aus dem Kontext des Lebens. Indem der Sprecher sich im „Wir“ mit seinen Schicksalsgenossen solidarisiert, kommt zum Ausdruck, daß er nicht für sich allein spricht. Was ihn verbluten läßt, erfahren auch andere: den langsamen Prozeß des Ausblutens, der grausamer ist als das plötzliche Erstarren und im Rückblick das, was das Zuhause war, quälend deutlich vor Augen führt. Der Zurückblickende spricht aus der Perspektive des gewaltsam Entwurzelten,

nicht nur aus persönlichem Schmerz, sondern auch aus der Sorge um die verlorene Heimat.

So hat Ulrich Schacht nur einen Aspekt des biblischen Motivs übernommen und aktualisiert, um seine und seiner Schicksalsgenossen persönliche und politische Situation zu erhellen. Die jüdische Dichterin *Nelly Sachs*, die ihr Werk als „lyrische Passion“ verstand und nichts sein wollte als die Stimme der Verfolgten und Ermordeten ihres Volkes, sieht ihr persönliches Schicksal und das Los aller Leidenden im Bild Hiobs. In einer Sprache, die „von Tränen gebeizt“ ist, dichtete sie in freier Gestaltung²⁰:

HIOB

O du Windrose der Qualen!
Von Urzeitstürmen
in immer andere Richtungen der Unwetter gerissen;
noch dein Süden heißt Einsamkeit.
Wo du stehst, ist der Nabel der Schmerzen.

Deine Augen sind tief in deinen Schädel gesunken
wie Höhlentauben in der Nacht
die der Jäger blind herausholt.
Deine Stimme ist stumm geworden,
denn sie hat zuviel Warum gefragt.

Zu den Würmern und Fischen ist deine Stimme eingegangen.
Hiob, du hast alle Nachtwachen durchweint
aber einmal wird das Sternbild deines Blutes
alle aufgehenden Sonnen erbleichen lassen.

In der ersten Zeile, die durch die isolierende Setzung als Ausruf eine besondere Schwere erhält, ist die Interjektion „O“, verbunden mit der appellativen Sprachgebärde und unterstützt durch das Ausrufungszeichen, Ausdruck einer ohnmächtigen Klage, die das Fassungsvermögen übersteigt. Dieser emotionale Ausruf verrät unmittelbarste, persönliche Betroffenheit und beweist, daß der Text unter dem unmittelbaren Eindruck von Leid und Not entstanden ist. Die Charakterisierung Hiobs als „Windrose der Qualen“ läßt den großen Dulder des Alten Testaments in einer umfassenden Dimension erscheinen. Der „Wind“ steht in metaphorischer Beziehung zu Leid, Flucht und Unbehaustheit und die „Windrose“ als Schnittpunkt der vier Windrichtungen für den Gipfel aller Qual. Hiob ist Inbegriff des Leids, das Menschen von Urzeiten an in allen Teilen der Welt erlitten haben. Wo immer er sich hinwendet, wird er von Stürmen und Unwettern heimgesucht. Und auch dort, wo man die Freude, die Schönheit und die Fülle des Lebens erwarten könnte, ist das Leid in irgendeiner Weise gegenwärtig: als körperliche Qual oder seelische Not. Die sentenzhafte Quintessenz „Wo du stehst, ist der Nabel der Schmerzen“ assoziiert die oft ironisierte, ursprünglich

aber selbstherrliche Redewendung „Nabel der Welt“. Dieser Hiob aber ist keineswegs der „Nabel der Welt“, der Lenker und Gestalter des Weltgeschehens: Er ist Ort und Mittelpunkt aller Leiden, Synthese aller Not. Wie in einem Brennpunkt sammeln sich in ihm die Qualen und Schmerzen der Menschheit: ein Martyrium, dem Nelly Sachs unablässig nachsann.

In der zweiten Versgruppe wendet sich der Sprecher unmittelbar und sehr persönlich der Hiobgestalt zu, indem er die „Augen“ und die „Stimme“ des Dulders in den Blick nimmt, die wichtigsten Möglichkeiten des Menschen, mit der Umwelt in Kontakt zu treten. Die Augen, die als Spiegel der Seele das Innere des Menschen offenbaren, sind in dem ausgemergelten, von Schmerz entstellten Antlitz tief in den „Schädel gesunken“. Wie „Höhlentauben“, die nachts blind sind und sich darum widerstandslos aus ihren Nestern holen lassen, sind diese Augen blicklos und ohne Orientierung. Das Bild assoziiert die verängstigten Augen in den ausgemergelten Gesichtern der Häftlinge aus den Konzentrationslagern. Die Alliteration der vierten Zeile hat keine lautmalende Funktion. Sie akzentuiert vielmehr den Gegensatz „Stimme“ – „stumm“. Eine Leiderfahrung wie diese geht in keine Sprache ein. Sie verschließt den Mund und macht stumm. Die Stimme versagt, weil die immer wieder gestellte bohrende Sinnfrage, die Frage nach dem Warum von Leid, Not und Schmerz, ohne Antwort und Echo bleibt. Anders als der Hiob der Bibel, der rechtet und ringt, schreit und aufbegehrt, seine Stimme zu Klage und Fluch, Lob und Gebet erhebt, ist dieser Hiob innerlich gelähmt und erstarrt, unfähig zu reagieren. Unter der unerträglichen Last der Leiden sind ihm buchstäblich Hören und Sehen vergangen, hat er sich blind geweint und stumm gefragt.

Nelly Sachs spricht hier – wie immer – in eigener Sache, die sie aber – und das darf man nie vergessen – als die Sache ihres gequälten Volkes und aller Leidenden empfindet. Wie sehr diese Verse vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen verstanden werden müssen, macht eine Stelle aus ihren Briefen deutlich. Ein Verhör bei der Gestapo setzte ihr so zu, daß sie eine Kehlkopfblähung erlitt und fünf Tage lang nicht mehr sprechen konnte:

„Fünf Tage lebte ich ohne Sprache unter einem Hexenprozeß. Meine Stimme war zu den Fischen geflohen... Die Stimme floh, da sie keine Antwort mehr wußte und ‚sagen‘ verboten war.“²¹

Dieses Motiv des Sprachverlusts ist im ersten Vers der dritten Strophe mit der Wurm- und Fischmetapher verknüpft. Nelly Sachs hat – von der Tradition weitgehend unbelastet – eine eigene Fischmetaphorik ausgebildet, die eine semantische Polyvalenz aufweist. Einerseits repräsentiert das Motiv das Verstummen und Ersticken der dem Leid und dem Tod ausgelieferten Opfer, andererseits ist es Sinnbild des Leidens und sogar „Zeichen einer im Schmerz erreichbaren Erlösung“²². Ganz der biblischen Symbolik verpflichtet ist das Motiv des Wurms. Im Buch Ijob des Alten Testaments steht der Wurm für die Vergänglichkeit alles Irdischen, vor allem für die Hinfälligkeit des Menschen. Wurm und Fisch – zwei

Tiere, von denen niemals ein Laut zu hören ist – sind hier also Sinnbilder eines schrecklichen Verstummens. Die Flucht der Stimme zu den Würmern, die in der Nacht der Erde keine Augen benötigen, und zu den Fischen, die – wie das Sprichwort „stumm wie ein Fisch“ sagt – ohne akustische Zeichen im Wasser leben, bedeutet, daß die Klagen Hiobs eingegangen sind in die Stummheit der Natur.

Die zweite Verszeile, die Hiob erstmals mit Namen anspricht, macht durch den Hinweis auf „alle Nachtwachen“ deutlich, daß dem Leidenden in seiner unsäglichen Qual keine Ruhe gegönnt war. Das Verb „durchweinen“ greift zurück auf die in Strophe 2 genannten erblindeten Augen. In Hiob erhält das Leid der Menschheit Gestalt. Er wird zum zeitlos gültigen Bild des leidenden Menschen. Auf dieses trostlose Bild menschlicher Leidverfallenheit folgt jedoch ein Ausblick der Hoffnung und Zuversicht. Die dritte Zeile setzt adversativ ein mit „aber“ und hebt dadurch die Aussagen der beiden letzten Verse deutlich ab vom vorher Gesagten. Das vage „einmal“ verhindert zwar eine genaue Bestimmung des Zeitpunkts, aber die Verheißung wird so apodiktisch ausgesprochen, daß an ihrer Erfüllung kein Zweifel bleibt: Das Letzte ist nicht das Leiden, sondern die alles überstrahlende Verklärung. Alle Freuden und Verlockungen werden verblassen vor dem, was den Dulder erwartet. So endet das Gedicht nicht mit Aufschrei oder Klage, sondern mit einer geradezu prophetischen Verheißung und mit der tröstlichen Botschaft, daß „einmal“ alles Leiden aufgehoben wird und die bohrende Sinnfrage eine überwältigende Antwort findet.

Der Text beweist, daß Nelly Sachs um die Dimension der Vertikale weiß. Ihre Welt ist – wie Horst Bienek formulierte – „die Welt von Hiob“²³, den die Einwilligung in die „Berufung: Wunde zu sein“²⁴ – wie sie in einem Gedicht sagt – zum Vorbild der leidenden Menschheit werden läßt. Sie ist in der Tat eine Schwester Hiobs, getrennt nur durch zweieinhalb Jahrtausende, nicht getrennt durch die Intensität der Leiderfahrung, den Verlust von geliebten Menschen, das bohrende Fragen, das Festhalten an Jahwe, das klagende Tasten im Dunkel und das ahnende Finden im Glauben. Als Leidgeprüfte und durch den Glauben ihrer Väter Geläuterte hat sie mit dieser biblischen Figur eine exemplarische Metapher gefunden für die Unverstehbarkeit des Schreckens in unserer Welt.

Diese Verarbeitungsweisen belegen die Hochschätzung der Bibel als unerschöpfliche Stoffquelle, fordern aber auch die Frage heraus nach ihrer Bedeutung für den Umgang mit der Bibel.

Bedeutung der Literatur für den Umgang mit der Bibel

Die Beschäftigung mit poetischen Texten ist für den Umgang mit dem Alten und Neuen Testament aus folgenden Gründen von großer Bedeutung:

1. Sensibilisierung für das Wort der Schrift

Die Lektüre poetischer Literatur dient in hervorragender Weise der Sensibilisierung für Sprache und kann dadurch den Leser für das Wort der Schrift aufnahmebereit machen. In der Literatur spielen die verschiedenen Funktionen von Sprache in einer untrennbaren Einheit zusammen (Sprache als Ausdrucks-, Erkenntnis-, Gestaltungs- und Kommunikationsmittel)²⁵; sie wirken auf den Leser und bereichern seine Sprachkompetenz. Er erfährt lesend, was Sprache vermag, und aktiviert durch verstehendes Aufnehmen sprachlich gefaßter Situationen oder Reflexionen seinen passiven Wortschatz. Er erkennt den Bedeutungshof einzelner Wörter und die geschichtliche Bedingtheit sprachlicher Phänomene und wird so sensibler reagieren auf das Wort der Schrift. Zudem wird er kritischer gegenüber der von keinem Zweifel angefochtenen kirchlichen Verkündigungssprache, von der *Marie Luise Kaschnitz* sagt:

Die Sprache, die einmal ausschwang Dich zu loben,
Zieht sich zusammen, singt nicht mehr
In unserem Essigmund.

Die Dichterin, die das „Schweigen“ über Gottes Anwesenheit als einen positiven Aspekt unserer Zeit artikuliert, kommt zu dem Ergebnis²⁶:

Unsere gelähmten Zungen sind Dir lieber
Als die tanzenden Flammen Deines Pfingstwunders,
Sicherer wohnst Du als im Gotteshause
Im Liebesschatten der verzagten Stirn.

Diese Verse beweisen, daß poetische Sprache Analogien hervorbringt für Erfahrungen heute. Sie drückt die innere Verfassung des Menschen in Zeichen aus, die es zu entschlüsseln gilt. Vor allem zeichnet sie sich aus durch einen hohen Bild- und Symbolgehalt, der zur Verdichtung der Aussage beiträgt und unterschiedliche Auslegungen zuläßt. Gerade diese Polyvalenz macht es dem Rezipienten zur Pflicht, seine Auffassung zu belegen und die Zeichen textgerecht zu lesen. Wer so gelernt hat, das dichterische Wort auf seinen verborgenen Sinn abzuhorchen, Chiffren, Metaphern und Symbole zu deuten und in ihrer Dichte und Valenz zu erfassen, das Geflecht der Bezüge aufzudecken und die Intention bestimmter Sprachmuster zu erkennen, der wird auch besser in der Lage sein, Gottes Botschaft aus den Schriften des Alten und des Neuen Testaments zu ermitteln. Karl Rahner betont in seinem Aufsatz „Das Wort der Dichtung und der Christ“: „Die Fähigkeit und die Übung, das dichterische Wort zu vernehmen, ist eine Voraussetzung dafür, das Wort Gottes zu hören.“²⁷ Diese Fähigkeit muß im Leser entwickelt werden, damit er, über den oberflächlichen Eindruck hinaus, die sprachlichen Zeichen der Schrift deuten und für sich fruchtbar machen kann.

2. Literaturwissenschaftliche Hilfsmittel der Bibelanalyse

Für eine erfolgreiche Bibelanalyse sind gewisse Grundkenntnisse erforderlich, für deren Erarbeitung die Literaturwissenschaft wertvolle Hilfen bereitstellt²⁸.

Ein Bibeltext wird von ähnlichen Determinanten bestimmt wie ein literarisches Gebilde. Als Komponenten ergeben sich: der Kontext, die Bilder und Motive, die Textstruktur, die Zeitgebundenheit, die Situation des Autors wie des Lesers, die gesellschaftliche Bedingtheit und Bezogenheit, die Aussage selbst und die sie leitende, die Form prägende Intention. Zu einer bewußten Auseinandersetzung mit dem biblischen Text kommt es vor allem dann, wenn der Leser sich auf das Sprachmaterial des Textes einläßt und seine Strategien aufdeckt. Mit den Begriffen und Untersuchungsmethoden der Literaturwissenschaft hat der Leser ein hilfreiches Instrumentarium zur Verfügung, um den präzisen Sinn der biblischen Botschaft zu erschließen.

3. Propädeutische Funktion der Literatur für das Bibelverständnis

Der Wert der ästhetischen Literatur für den Umgang mit der Bibel liegt vor allem darin, daß sie hellhörig und unruhig machen kann für die biblische Botschaft. Viele Texte des Alten und des Neuen Testaments sind dem Leser seit Kindertagen so vertraut, daß er ihre Aussage kaum mehr registriert. Poetische Texte, die biblische Stoffe überzeugend darbieten, lassen aufhören und regen dazu an, die Bibel wieder einmal zu lesen und zu meditieren. Aus dem Vergleich zwischen literarischer und biblischer Darstellung eines Themas kann ein vertieftes und besseres Verständnis des biblischen Kerygmas erwachsen. Zudem kann die literarische Gestaltung unmittelbarer Glaubenserfahrungen dem Menschen von heute als Brücke dienen zu den in der Bibel aufgezeichneten Glaubenserfahrungen der ersten Zeugen. Auf diese Weise können sich moderne Daseinserfahrung und die in den Schriften bezeugte Gotteserfahrung durchdringen. Viele Dichter verwenden christliche Metaphern und zum Teil verfremdete biblische Motive, die die Richtung andeuten, aus der eine Antwort erwartet, wenn auch nicht gegeben wird. In diesen Texten ist zwar nicht von Gott die Rede, aber das Verlangen nach einem religiösen Halt ist unüberhörbar. So kann folgende provokative Aussage von *Peter Huchel* die tröstliche biblische Botschaft geradezu evozieren²⁹:

Wohin du stürzt, o Seele,
Nicht weiß es die Nacht. Denn da ist nichts
Als vieler Wesen stumme Angst.

Wer die Tradition solcher Sprachformen und Motive kennt und das Bedeutungsfeld einzelner Wörter und Bilder abtastet, vermag den biblischen Sinngrund dieser Verse mitzudenken, auch wenn er explizit nicht ausgesprochen ist. Selbst die dunkelsten Ausprägungen der Literatur, die das Absurde und Ausweglose menschlichen Lebens thematisieren, können auf einen letzten Sinngrund verweisen. Vor dem Hintergrund einer solchen Literatur, die modellhaft und prononciert zeigt, wie eine Welt ohne Gott aussieht, kann dem aufnahmebereiten Leser das Wort der Bibel als Trostbotschaft neu aufgehen.

Voraussetzung dafür, daß poetische Texte zu einer intensiven Auseinanderset-

zung mit der Schrift führen, ist sowohl die Ernsthaftigkeit, mit der sich der Autor den Problemen stellt, als auch die künstlerische Qualität, das geistige und ästhetische Niveau. Die Literatur ist allerdings keine „Illustration“ der biblischen Ereignisse, und es verbietet sich, sie nur als Hilfsmittel zu mißbrauchen, ohne sie in ihrem Eigenwert zu würdigen. Andererseits kann die Dichtung auch nicht die Stelle des Wortes Gottes einnehmen, denn die Bibel ist nicht nur die bedeutendste stoffliche Quelle der Literatur, sondern das wichtigste Dokument christlicher Glaubensverkündigung.

Wer dieses Dokument „in menschlicher Haltung, mit menschlicher Würde und der Bereitschaft aufzunehmen“ liest, dem wird es ergehen wie Franz Fühmann, der im „Nachwort“ zur Reclam-Ausgabe der „Luther-Bibel“ über seine Erfahrung mit den biblischen Geschichten schreibt: „Sie sprangen mich aus den Blättern an, und sie hatten auch etwas Tigerhaftes, geschmeidig, in knappsten Sätzen erzählt, schlank und doch prall von Ungeheurem; ihre Sätze waren Prankenhiebe; ihre Schläge rissen mein Frommsein auf, und in die Wunden das Salz der Fragen.“³⁰

ANMERKUNGEN

¹ Zit. n. M. Wehrli, Formen mittelalterlicher Erzählung (Freiburg 1969) 70.

² Zit. n. J. M. Schmidt in: Welch ein Buch! Die Bibel als Weltliteratur, hrsg. v. W. Gössmann (Stuttgart 1991) 14, 13. ³ Sämtl. Schriften (München 1968–1976) Bd. 7, 39. ⁴ Ges. Werke, Bd. 13 (Frankfurt 1974) 199.

⁵ Zit. n. H. Mayer in: Sie werden lachen – die Bibel, hrsg. v. H. J. Schultz (Stuttgart 1975) 191. ⁶ Ebd. 104f.

⁷ In: K.-J. Kuschel, Weil wir uns auf dieser Erde nicht ganz zu Hause fühlen. 12 Schriftsteller über Religion und Literatur (München 1985) 106. ⁸ In: Welch ein Buch!, a. a. O. 10

⁹ F. Hahn, Bibel und moderne Literatur. Große Lebensfragen in Textvergleichen (Stuttgart 1969) 5–8.

¹⁰ F. Fühmann, Die Schatten (Hamburg 1986) 119.

¹¹ B. Nellessen, An den Wassern von Rhein und Ruhr (München 1981) 64.

¹² K. Marti, geduld und revolve. Die gedichte am rand (Stuttgart 1984) 48.

¹³ C. Busta, Salzärten (Salzburg 1975).

¹⁴ G. Kunert, Im weiteren Fortgang (München 1974) 23.

¹⁵ P. Huchel, Chausseen Chausseen (Frankfurt 1963) 84.

¹⁶ E. Zeller, Fliehkraft (Stuttgart 1975) 65.

¹⁷ S. Mühlberger, M. Schmid, Gegenwart des Wortes. Biblische Themen in moderner Literatur (München 1986) 47–49. ¹⁸ S. Heym, Der König David Bericht (München 1972).

¹⁹ U. Schacht, Scherbenspur (Zürich 1983) 9.

²⁰ N. Sachs, Fahrt ins Staublose (Frankfurt 1961) 95.

²¹ Dies., in: Walter A. Berendsohn, Nelly Sachs (Darmstadt 1974) 10.

²² K.-J. Kuschel, Jesus in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur (Köln 1978) 283.

²³ H. Bienek in: Nelly Sachs zu Ehren (Frankfurt 1966) 85.

²⁴ N. Sachs, Fahrt ins Staublose, a. a. O. 383.

²⁵ M. Motté, Moderne Literatur – ein Weg zum Glauben?, in dieser Zschr. 203 (1985) 403.

²⁶ M. L. Kaschnitz, Überallnie. Ausgewählte Gedichte 1928–1965 (Frankfurt 1988) 118f.

²⁷ K. Rahner, Schriften zur Theologie, Bd. 4 (Einsiedeln 1960) 441.

²⁸ G. Strecker, U. Schnelle, Einführung in die neutestamentliche Exegese (Göttingen 1983) 138–151; J. Kremer, Die Bibel – ein Buch für alle (Stuttgart 1986) 36–41. ²⁹ P. Huchel, a. a. O. 80.

³⁰ F. Fühmann, a. a. O. 151, 124.